

Enjoy Jazz will die Szene vernetzen

Projekt „Reconnecting Europe“ am 6. und 7. Mai

Von Peter Wiest

Es ist ein ambitioniertes Vorhaben, das Musiker aus Europa in der Metropolregion Rhein-Neckar gemeinsam auf die Bühne bringen soll. „Reconnecting Europe“ ist das Motto, das die Macher des Festivals Enjoy Jazz für ihr Projekt ausgegeben haben, mit dem Bands aus dem europäischen „UNESCO Creative Cities Network“ zusammengedrückt werden sollen: bei Konzerten am 6. und 7. Mai sowie ergänzend durch öffentliche Vorträge und eine Podiumsdiskussion.

Ursprünglich war das Programm konzipiert worden, um den Auswirkungen der Pandemie in der Kunst- und Kulturszene entgegenzuwirken, erläutert Festivalchef Rainer Kern im Gespräch mit der RNZ. Durch den völkerrechtswidrigen und kriegerischen Überfall auf die Ukraine bekäme die Veranstaltung noch mehr Gewicht: „Europa und wir alle müssen gegen Putins Aggression zusammenstehen.“ Die europäischen Zivilgesellschaften und deren Kulturszenen seien wichtige Bausteine der Demokratie und der transnationalen Zusammenarbeit auf der Basis gemeinsamer demokratischer und freiheitlicher Werte, so der Festivalleiter weiter: „Und hier können und wollen wir mit „Reconnecting Europe“ einen Beitrag leisten.“

Die Veranstaltungsreihe beginnt am Freitag, 6. Mai, 19.30 Uhr, in Heidelberg in der Metropolink's Commissary in Patrick-Henry-Village. Dort treten die ukrainisch-deutsche Formation Moloch & Nadiya, die polnischen Cellisten und Komponistin Karolina Rec, die Heidelberger Band „Fat Tea“ und das Shagunova Quartett mit die kasachische Bandleaderin Kristina Shagunova auf.

Der zweite Konzertabend findet am 7. Mai, ab 19 Uhr im Jazzclub Ella & Louis in Mannheim statt. Mit dabei sind die Pesaro Jazz Club Band aus Italien, das Lisa Wilhelm Duo, der französische Saxofonist Rémi Fox und das Mannheimer Duo „Moodinies“, das seine Musik als „Piano Jazz Core“ bezeichnet.

Am 7. Mai gibt es vor dem Abendkonzert ab 16 Uhr im Stamitzsaal des Mannheimer Rosengartens eine Reihe öffentlicher Kurzvorträge, darunter auch zum Thema Beeinflussung der Eventbranche durch die wachsende Abhängigkeit von Datenanalyse. Abschließend diskutieren auf dem Podium Rainer Kern, Tamara Kaminska von „Music Export Poland“ und der ukrainische Musiker, DJ und Autor Yuriy Gurzhy unter der Moderation von Antje Tschira. Das Motto lautet „Kunst in Zeiten des Krieges“.

„Reconnecting Europe“ wird gefördert im Impulsprogramm „Kunst trotz Abstand“ des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg. Karten für die Veranstaltungen gibt es bei den RNZ-Geschäftsstellen sowie unter www.enjoyjazz.de für 6 Euro pro Konzertabend oder 10 Euro für beide Abende. Der Eintritt zu den Vorträgen im Rosengarten ist frei.

Stipendiatin zurück auf dem Dilsberg

RNZ. Nur knapp sechs Wochen konnte die australische Kinderbuchautorin und Illustratorin Judith Rossell 2020 wegen der Corona-Pandemie als Stipendiatin im Dilsberger Kommandantenhaus arbeiten. Die Unesco-Literaturstadt Heidelberg und die Kulturstiftung des Rhein-Neckar-Kreises hatten sie dazu eingeladen. Wegen des Lockdowns musste sie vorzeitig abreisen.



Judith Rossell.
Foto: Privat

Doch nun ist Judith Rossell für weitere sechs Wochen nach Dilsberg zurückgekehrt. Im Rahmen ihres Aufenthalts wird sie unter anderem die damals abgesetzte Veranstaltung zusammen mit der Illustratorin Nina Dulleck in der Stadtbücherei Heidelberg nachholen (25. Mai). Noch weitere Veranstaltungen sind mit ihr geplant: am 16. Mai zusammen mit der Dramatikerin Ingeborg von Zadow im DAI und am 20. Mai im Dilsberger Kommandantenhaus selbst. Im Rahmen der Heidelberger Literaturtage (1. bis 5. Juni 2022) wird die Autorin am 5. Juni eine Lesung geben und einen Workshop leiten. Seit 1997 werden jährlich bis zu vier Stipendien in den Bereichen Bildende Kunst, Musik oder Literatur an Künstlerinnen und Künstler aus aller Welt vergeben.

Im Puppenheim geht die Post ab

Schauspiel Leipzig mit Sarah Kilters „White Passing“ beim Heidelberger Stückemarkt

Von Heribert Vogt

Deutschland scheint langsam verpuppt und in Konventionen erstarrt. Wie ferngesteuert oder wie Marionetten an Fäden hängend folgen die Menschen merkwürdigen unsichtbaren Regeln. Ein Eindruck, den man auch während der Corona-Pandemie haben konnte.

Aber dieses so aufgeräumte und nur allzu gut funktionierende Puppenheim wird stark aufgemischt in Sarah Kilters revuetragendem Drama „White Passing“, mit dem das Schauspiel Leipzig beim Stückemarkt im voll besetzten Marguerre-Saal des Heidelberger Theaters gastierte. Und in der Inszenierung von Thirza Bruncken geht wirklich die Post ab, wenn eine ebenfalls puppenhafte, jedoch lebenspralle Girlie-Gang im Rap-Rhythmus gar nicht Barbie-like dazwischenfährt und viel Staub aufwirbelt.

Das schön-schreckliche Deutschland ist auch eine überdimensionale Einkaufstasche mit beeindruckendem Reißverschluss (Bühne und Kostüme: Christoph Ernst). Raumfüllend liegt sie auf der Seite, zum Publikum hin geöffnet. Darin befindet sich ein Messie-Gewusel von jeweils riesigen Konsumartikeln: Packungen mit sicheren Hygiene-Produkten, Zigaretten mit der Aufschrift „Rauchen ist

tödlich“, Schokolade oder Gummibärchen. Dazwischen drapiert sind gigantische Kassenbons, mit denen sich die drei nicht mehr ganz so jungen Schauspielerinnen Meriam Abbas, Julia Preuß und Bettina Schmidt müheles, ja sogar üppig umschlingen können. Hier muss eine Single-Frau wohnen.

Und Ihmchen lebt in Berlin zwischen den Kulturen. Einerseits frequentiert sie gern das Kaffee-Einstein am Savigny-Platz in Charlottenburg – Nähe Kurfürstendamm –, andererseits hat sie einen al-

gerischen Vater in der Badstraße im Wedding, bei dem sie zeitweise aufgewachsen ist. So ist sie sensibilisiert für die Widersprüche in der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Und gegen diese Branden immer wieder Wellen des Hinterfragens wie der Kritik an – „jetzt geht diese Deutschlandscheiße wieder los“. Und das mitunter im offensiv-lustigen Stil einer Cindy aus Marzahn, jedoch mit nervig-piependen Puppenstimmen oder auch mit den vitalen und gekonnt dargebotenen Tanzchoreographien von Romy Ave-

marg (Patrick Hernandez: „Born to Be Alive“).

In der deutschen Medien- und Kulturgesellschaft ist „alles so verschwommen“. So irrlichtert die weibliche „Sehnsucht nach Männlichkeit“ zwischen Bushido, Jan Böhmermann und Harald Schmidt so dahin. Das krasse Bildungsgefälle hält böse Fallstricke bereit: Wer „ambivalent“ und „äquivalent“ nicht zu unterscheiden vermag, ist schnell geliefert. Aber da kann man noch nicht einmal wütend die Schranktüren zuschlagen, da sie alle die Soft-Close-Automatik haben. Und ob man den Zwängen mit dem Plug-in-Hybrid-SUV wirklich entkommen kann, ist auch noch nicht gesagt. Aber tolle Fluchtmöglichkeiten bietet die TV-Reiseseendung „Wunderschön!“ mit der bewunderten Moderatorin Tamina Kallert.

Der unterhaltsame, in Kooperation mit dem Deutschen Theater Berlin entstandene Theaterabend kommt immer mehr auf Touren und erinnert von ferne an das legendäre Musical „Linie 1“. Das vielschichtige Bühnenwerk vereint assoziiert viele Aspekte, auch Reflexionen über das Stück und die Autorin Sarah Kilter sind einbezogen. Aber alles wird leicht durch den Schwung, mit dem die Darstellerinnen durch die flauschige Szenerie wirbeln. – Viel Applaus.



Wie verloren wirken die Schauspieler in diesem Bühnenbild, das einer Einkaufstasche nachempfunden ist. Foto: Tom Schulze

Im Transitbereich

Jörg Widmanns Oper „Babylon“ zur Eröffnung der Wiesbadener Maifestspiele

Von Bernd Zegowitz

Babylon wird nicht nur von Boney M. besungen. Der Komponist Jörg Widmann hat eine „Babylon“-Oper in sieben Bildern geschrieben, die 2012 uraufgeführt wurde und jetzt zur Eröffnung der Wiesbadener Maifestspiele von der Regisseurin und Bühnenbildnerin Daniela Kerck neu inszeniert worden ist.

Für sie ist Babylon ein internationaler Flughafen, auf dem die unterschiedlichsten Menschen und Kulturen aufeinander treffen, wo eine natürliche Sprachverwirrung herrscht. Fest verortet ist an diesem transitorischen Ort niemand, weder die Babylonier noch die jüdischen Exilanten und auch nicht Tammu, der Grenzgänger zwischen den Kulturen.

Kerck holt das Stück in die Gegenwart, ohne die mythologischen Dimensionen aufzugeben. Der Flughafen, liebevoll rekonstruiert durch Videos von Astrid Steiner, wird durch eine Tsunamiwelle zerstört. Einer der Überlebenden, der Priesterkönig, erklärt sich zum Beschützer und bestimmt ein Menschen-

opfer, um zukünftige Naturkatastrophen zu vermeiden. Während die Juden die Rechtmäßigkeit des Opfers verhandeln, die anderen ihr Überleben feiern, wird Tammu als zu Opfernder ausgewählt.

Die Realität des Handlungsortes Flughafen bleibt im Folgenden zwar erhalten, doch wird sie immer wieder überblendet, angefüllt mit Mythologischem wie der Personifikation des Euphrat oder des Todes. Zu ihm steigt Inanna in die Unterwelt hinab, um ihren Geliebten

Tammu zurückzuholen. Die Liebe siegt über den Tod, die Menschen bekommen eine zweite Chance. Wir sind ja in der Oper und die darf das! Das bildungssatte Libretto von Peter Sloterdijk lässt neben der Liebesgeschichte Raum für kulturgeschichtliche Tiefenbohrungen, mit denen er ein Zeitalter als Schmelztiegel der Kulturen rehabilitieren möchte.

Widmanns Musik ist überbordend, orgiastisch und lustvoll, aber immer kompositorisch gebündelt. Die Polystilistik reicht vom barocken Choral bis zum bayerischen Defiliermarsch, von Purcell bis Lehar, wobei die Musik nie eklektizistisch wirkt, sondern immer kontextuell abgestimmt ist, mit perfekten Übergängen von einer Sprache in die andere. Albert Horne bringt Ordnung in die musikalische Sprachverwirrung, leitet mit großer Übersicht das bis in die Logen verteilte Orchester und den vielfach geteilten Chor. Neben Michelle Ryans lyrisch-inniger Darstellung der Seele liefert Otto Katzmaier als Tod ein Kabinettstück. Widmanns Oper als ganze so zu bezeichnen, wäre allerdings übertrieben.



Leonardo Ferrando (Tammu) und Sarah Traubel (Inanna). Foto: Karl und Monika Forster

Oratorium für den Frieden

Konzert des Universitätschores in der Peterskirche

Von Christoph Wagner

Unmittelbar nach Putins Überfall auf die Ukraine reagierte Universitätsmusikdirektor Michael Sekulla und begann mit dem Universitätschor ein Programm mit dem Titel „Dona nobis pacem“ zu erarbeiten. Sechzehn recht kurze Werke, die das Thema aus verschiedenen Zeiten und Blickwinkeln beleuchten, fügte er zu einer Art Friedensoratorium zusammen, das in einem großen emotionalen Spannungsbogen der herrschenden ratlosen Betroffenheit eine Stimme verleiht.

Schicksalhafte Ausweglosigkeit beschwört Dimitri Schostakowitsch in der Passacaglia für Orgel aus dessen Oper „Lady Macbeth von Mzensk“, die Stalin sofort nach der Uraufführung verboten ließ. Die Motette „Timor et tremor“ komponierte Francis Poulenc kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Zwei Strophen des Bachchorals „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ umrahmten einen Auszug aus Benjamin Brittens Kantate „Rejoice in the Lamb“. Durch ein spezielles Motiv weist Britten hier auf das doppelte Leiden seines Komponistenkollegen Schostakowitsch hin: die Belagerung Leningrads durch die deutsche Wehrmacht und Stalins Repressionen.

Im Kyrie aus der „Missa in simplicitate“ von Jean Langlais (1907-1991) hörten den eindringlichen Ruf nach Gottes Erbarmen. Hoffnung auf göttlichen Schutz keimte auf in „Unter deinem Schirmen“ aus Bachs Motette „Jesu meine Freude“, den beiden Vertonungen des Chorals „Verleih uns Frieden gnädiglich“ von Heinrich Schütz und Felix Mendelssohn-Bartholdy sowie dem Geistlichen Lied op. 30 von Johannes Brahms. Der „Gesang aus Kiew“ von Sergej Rachmaninow (komponiert während des Ersten Weltkriegs) gab einen direkten Verweis auf den Krieg in der Ukraine.

Als Zusammenfassung die „Verzweiflung (die) keine neuen Worte mehr findet“ und „ohne Unterlass dieselbe Anrufung wiederholt“ in den „Litanies“ für Orgel von Jehan Alain, die Angst vor dem jüngsten Gericht im „Libera me“ aus dem Requiem von Gabriel Fauré und schließlich als Vision von Trost und ewigem Frieden das „Dona nobis pacem“ aus Bachs h-Moll-Messe.

Michael Sekulla führte den Chor durch sensible Differenzierungen zu klanglicher Vielfalt, dynamischer Intensität und einer emotionalen Kraft, die schnell auf die Hörer übersprang. Die aus Russland stammende Organistin Maria Mokhova agierte auf gleich hohem Niveau. Langer Schlussbeifall für dieses vor allem durch sein stimmiges Programm außergewöhnliche Konzert. Das Ensemble bedankte sich mit der Wiederholung des Bach'schen „Dona nobis pacem“.

Männer, braucht's die?

An der Geschlechterfront: Katja Kullmann und Chloé Delaume erzählen von Frauen ohne Partnern

Von Roland Mischke

„Das Alleinsein ist mir unterlaufen“, schreibt die Journalistin Katja Kullmann in ihrem Buch. Sie hat gut zu tun, arbeitet an Büchern, hat Erfolg. Und sie hat die 50 überschritten, ohne Partner und ohne Kind, das hat sich nicht ergeben. Nun will sie erklären, dass daran nichts falsch ist. Sie schildert weibliche Gefühle, belegt an Frauenrechtlerinnen schon in der Vergangenheit. Der Wunsch emanzipiert zu sein, Karriere zu machen, Kinder zu haben oder darauf zu verzichten und ein gutes und ausgeglichenes Leben zu erlangen – ein „Ermutigungsbuch“.

Kullmann gehört zu den unverpartnerten Frauen, die irgendwann die Zweiergemeinschaft aufgaben, wie massenhaft Alleinlebende (auch Männer, übrigens). Seit 14 Jahren, erklärt sie, habe sie keinen Partner mehr gehabt, will aber auf keinen Fall als Akademikerin stigmatisiert werden, die „keinen abgekriegt“ hat. Deshalb erklärt sie sich zur „Singulären Frau“, ein gleichberechtigtes Modell, ein Leben ohne Mann in der Wohnung. Als Frauen benennt sie „alle Menschen und Maschinen, die sich als Frau verstehen“. Damit sind wohl die Mütter gemeint, die mehr zur Sorgearbeit neigen. Zweck und Glück eines Lebens sieht sie nicht in der Monogamie, Singulär zu sein heiße „vereinzelt“ zu sein. Aber „einzigartig“.

Frauen und Männer passen einfach nicht zusammen, wie oft ist das schon gesagt worden?! Kullmann hat das als unbegleitete Frau nicht bewusst forciert, der Richtige kam einfach nicht. Sie sei nicht mehr abhängig am „Spielfeldrand der Liebe“, der vergebene Mutterschaft und der Lust auf Sex im Alter werden.

Werde sie gefragt, warum sie allein bleibe, empfindet sie das als „Monsterfrage“. Sie macht ihre Story zur Fallstudie, sieht sich in einem „wunderbaren“ Leben, zwar als „eine längst schon leicht verknittelte Person“, auch etwas neurotisch, gibt sie zu, im „halbintellektuellen Mittelklassemilieu“. Es scheint, Katja Kullmann hat die Männer ganz nüchtern für sich abgeschafft. Irigendwie sehr deutsch.

Die Französin Chloé Delaume (Ende 40) schreibt über die Singlefrau Adélaïde Berthel, die ihren lästigen Mann losgeworden ist. Die Verlagsmitarbeiterin will nun mit 46 ihr Leben genießen, aber „heute Abend lastet die Einsamkeit auf ihr wie ein Sack voller Katzenbabys, die man zum Fluss trägt“.

Geschmeidig ist ihre Sprache. Mutter wollte sie nie sein, aber sie steckt in der „Sex-and-the-City-Version: Sie hat alles und wird dennoch nicht froh“. Sie sucht das „Gravitationszentrum des Mannes, der sein Herz an sie verlieren könnte“, gibt sie zu. Sie ist ehrlich, wohl wissend, dass es solche Frauen im „Angebotsüber-

schuss“ gibt. Kratzig kommt das daher, aber auch mit Witz.

Vier Freundinnen stehen Adélaïde bei, sie haben Männer, es wird dauerhaft geredet und viel Wein getrunken. „Sie weiß, dass sie ohne diese Schwestern ein Häufchen Elend wäre. Mit zersplittertem Ego, Scherben von Narziss mit so scharfen Kanten, dass sie sich die Finger schneiden würde, wenn sie sie aufschneiden wollte“, heißt es.

Die Autorin hat in einer Veranstaltung in Berlin zugegeben, dass es diese Freundinnen wirklich gibt, die sie in den Roman beschrieben hat. Sie bezeichnet ihre Methode als „experimentelle Autofiktion“, fühlt sich zugleich gehemmt, „der Text fließt nicht, oft ist er total unverständlich“, schreibt sie. Bemerkenswerte Aussagen einer Autorin, die an der „Plastifizierung der Herzkammern“ arbeitet. Der Schluss des Romans bleibt völlig offen.

Es wird diskutiert über Geschlechter und Identität, mal kühl, mal leidenschaftlich. Geschlecht als Schicksal, was wird es hinterlassen? Immerhin gibt es nun zwei weitere Bücher darüber.

① Info: Katja Kullmann: „Die Singuläre Frau.“ Hanser Berlin, 336 S., 24 Euro. Chloé Delaume: „Das synthetische Herz.“ Aus dem Französischen von Claudia Steinitz. Liebeskind, München, 160 S., 20 Euro.